

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Blutjung. Novelle von E. von Dinklage. — In Versuchung. Gemälde von Hugo Kaufmann. — Gashisch. Novelle von E. Belh. — Scene aus den lustigen Weibern von Windsor. Von Margarethe Löwe. — Mosaik. — Unsere Illustrationen. — Mode-Notizen (mit Abbildungen). — Moderne Handarbeiten (mit Abbildungen). — Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. October. — Schach. — Auflösungen der Räthsel-Aufgabe, des Räthfels und des Quadrat-Räthfels Seite 272. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 22. — Correspondenz.

Blutjung.

Novelle von E. von Dinklage.

„Schwürdige Mutter! Meine Pfliegerochter Aline Rademaker muß jetzt zu Haus kommen, zwei Jahre im Kloster sind genug, sie soll heirathen, mit fremdem Volke ist kostbar wirtschaften. Mein alter Kufkäufer Jans bringt das Geld und nimmt das Mädchen mit.“

Rolf Schlager, Fettviehhändler.

Die Vorsteherin des Erziehungsklosters wog diesen Brief sinnend in ihren feinen, vornehmen Händen, jedoch, mit einem leisen Verziehen der Mundwinkel, legte sie ihn dann bei Seite; das Papier roch nach Tabak, nach Fett, nach allerhand gemeinen Düften und die Nonne war in der reinen Luft der Tyroler Alpen aufgewachsen. Während des Klassen-Silenzium im Schulsaal wurde Aline Rademaker zur würdigen Mutter gerufen. Aline war ein großes, fleischernes Mädchen von fünfzehn Jahren, ihr längliches Gesicht mit den hellbraunen Augen hatte einen stillen, fast schlaftrigen Ausdruck und ihre Haltung war die überhastet aufgeschossener Gestalten in diesem Alter.

„Mein Kind,“ begann die Oberin, „Dein Pfliegerochter verlangt Dich in sein Haus; wir müssen nun Gott bitten, daß er Dir zum Segen gedeihen läßt, was Du in unserem Hause gelernt und erfahren hast! Vermuthlich erwartetest Du bereits, zurückgerufen zu werden?“

„Ja, würdige Mutter!“ sie sprach leise, indes ihre Augen an den Zügen der Redenden hingen, als wollten sie in denselben lesen.

„Herr Rolf Schlager hat die Absicht, Dich zu verheirathen —“ fuhr die Nonne zögernd fort.

„So?“ erwiderte Aline, ohne ihr Antlitz oder ihre Stellung zu verändern.

„War Dir auch das bekannt?“

„Nein, würdige Mutter!“

„So kannst Du auch nicht wissen, welche Wahl Dein Pfliegerochter traf für Dich?“ fuhr die geistliche Frau etwas unsicher fort.

„Ich kenne Niemand dort in der Gegend,“ war die gelassene Antwort. „Rolf Schlager hat sich erst vor Kurzem am Gmsüfer angekauft, wegen der Fettweider!“

Die Oberin ließ einige Perlen ihres Rosentranzes durch die Finger gleiten, dann hob sie liebevollen Tones an: „Dein Pfliegerochter ist noch kein alter Mann, er hat Dich sorgsam erziehen lassen, möglicherweise denkt er daran, Du würdest ihm eine Stütze, eine gehorsame Frau werden und —“

Aline machte die Augen weit auf, auch die Lippen erschlossen sich ein wenig, es trat ein ganz neuer Gedanke vor ihre Seele.

„Ich spreche nur eine Vermuthung aus,“ begütigte die Nonne, „aber es ist immer gut, solche Möglichkeiten zu erwägen. Du bist noch sehr jung und unerfahren; wenn es sich so trübe, daß Dein Gewissen Dir verbietet, den Absichten Deines Pfliegerochters nachzukommen, so erinnere Dich, daß die Kinder dieses Hauses, wenn auch verwaist in der Welt, dennoch nicht verlassen sind, wende Dich getrost an mich und denke daran, daß Geld und Gut ein eitler Schein sind und ihr Verlust keines Seufzers werth, sofern sie geopfert werden, um die Seele vor Schaden zu bewahren!“

„Ich werde dessen eingedenk sein!“ entgegnete Aline,

„aber Rolf Schlager, den ich Dhm nenne, denkt sicher nicht daran, mich zu heirathen.“

„Kannst Du das wissen?“

„Ja, würdige Mutter! er ist die meiste Zeit auswärtz auf dem Viehhandel, so braucht er Jemand, der zu Haus hinter dem Pfluge geht und Sense und Dreschflügel in die Hand nimmt — eigen hilft eigen! Ein Sohn arbeitet eifriger als ein bezahlter Knecht!“

Die geistliche Frau blickte mit heimlichem Staunen auf das unreife Kind, welches, seit zwei Jahren unter ihrer Obhut stehend, diese Lebenspraxis damals mit ihren dreizehn Lenzen ins Institut gebracht haben mußte, als sie demselben als fleißige, sorgsame und stille Schülerin einverleibt wurde. Aline galt als wenig begabt und gänzlich unerwacht, sie war gewissenhaft und unermüdet fleißig, aber nicht rechts und links sehend, schien sich all ihr freies Denken auf tüchtiges Rechnen und Strecken der noch sehr eckigen Gliedmaßen zu beschränken.

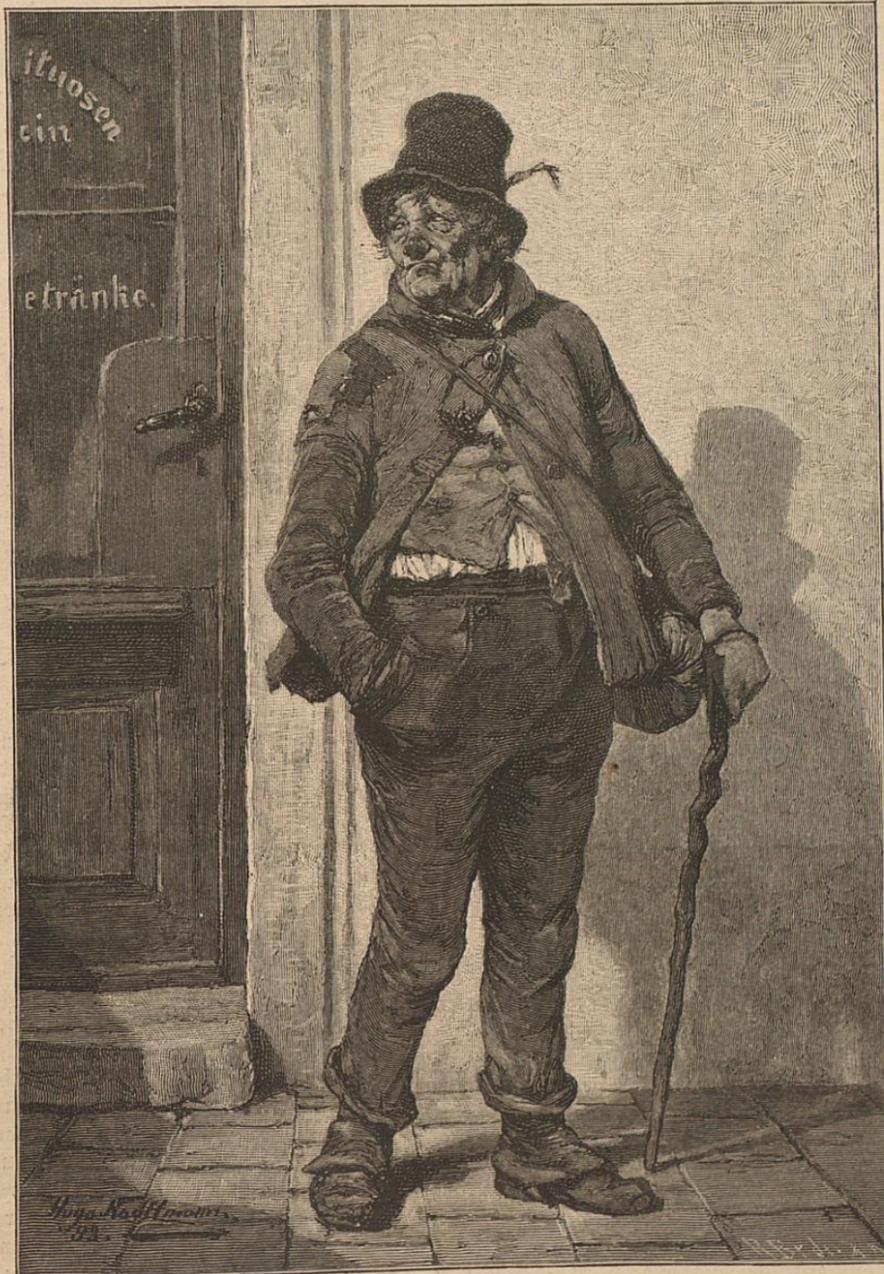
„Das arme Kind, heirathen!“ hatte die Oberin beim ersten Lesen des Briefes gedacht, und auf einmal stand das Mädchen mit beiden Füßen im ländlichen Pflichtenkreise und wußte ganz genau, was das Leben von ihrer Stellung fordere. Da war nicht die leiseste Illusion.

Der Kufkäufer Jans traf zur vorbestimmten Frist ein und die Oberin hielt es für ihre Pflicht, die scheidende Zöglingin noch einmal zu erinnern, daß sie immer eine Freundin und Beraterin in ihr besitzen werde. Aline war in ihrer verschlossenen Weise dankbar, fügte aber hinzu: „Würdige Mutter, der Dhm sucht mir keinen Schlechten aus, denn er gibt ihm, dem Jungen, den ich heirathe, sein eigen Hab und Gut in die Hände. Im Uebrigen werde ich in kein Unrecht willigen, nicht für den Dhm, nicht für anders wen!“ So zog das ungefederte Küchlein seines Weges.

Als der Fettviehhändler seine Pfliegerochter erblickte, lachte er dröhnend, so daß sein breiter Körper sich schüttelte, darüber, daß sie eine so lange Stange geworden sei, dann theilte er ihr mit, die Juffer, seine Haushälterin, habe die Gicht und werde nur noch vier Wochen dableiben, um ihr den Haushalt zu lehren, hernach aber müsse Aline Alles auf ihre Schultern nehmen. Aline betrachtete einen Moment ihre dünnen Hände und sagte dann: „Ja, Dhm.“

„Und all mein Leinenzug mußst Du flicken und aufbessern,“ fuhr der Alte fort. „Seit Lisbeth die Gicht hat, habe ich keinen heilen Faden mehr unter dem Kettel; ich denke, Du hast in den zwei Jahren nähen gelernt!“

„Ja, Dhm!“ entgegnete mit gleicher Ruhe Aline.



In Versuchung. Gemälde von Hugo Kaufmann.

„Und auf Gehorsam rechne ich!“ fuhr der Viehhändler fort. „Laß Dir nicht einfallen, hier die Erbin zu spielen, ein Federstrich von mir und aus ist's mit der Erberei!“

„Macht das, wie Euch's recht dünkt, Ohm.“

„So — wie mich's recht dünkt? daran soll's nicht fehlen; auf den Herbst, denke ich, machst Du Hochzeit!“

„Ja, Ohm!“

„Sieh mir Einer die kleine Gans an — ja Ohm! ja Ohm! Und wenn ich sage: Spring in den Brunnen! blarrt sie: Ja, Ohm!“

„Nein, Ohm!“ entgegnete Aline. Rolf Schlager lachte und die gichtige Haushälterin schüttelte den Kopf und verdrehte die Augen. Lächerlich! ein Frauenzimmer, das nicht feist, will diesen lästigen, wüsten Haushalt führen!

Als Aline Woche für Woche der Haushälterin wie ein stummer Schatten folgte und sich jeden Handgriff, jeden Zeitpunkt der Beschäftigungen einprägte, da ward es der alten Lisbeth und der dicken Jungmagd Drücke sowie dem Ackerknecht und den Viehtreibern klar, daß Aline es hinter den Ohren habe; sie stellte sich zwar dumm, sah aber nach Jedermanns Augen, um es ihm recht zu machen, so fein war sie — das hatte sie sicher im Kloster gelernt. Das Gerede wurde immer größer und größer, Rolf Schlager's Annahmekind dürfe man nicht trauen und es werde schon Mal etwas mit Aline geben. „Helle Hunde beißen nicht, aber die stillen sind feleinig (falsch, giftig)“ oder: „Schlafend Wasser hat bösen Grund!“ oder: „Wenn der Müller nicht weiß, woher der Wind kommt, ist schlecht Brod backen!“

Wenn der Ohm einen guten Handel gemacht hatte, kam er allemal angeheitert aus dem nächsten Dorfwirthshause heim und an dunkeln Abenden mußte ihm der Knecht entgegengehen, denn der Weg zog sich am Emsufer entlang und war hier und da böß unterwaschen. Als eines Tages der Knecht nicht zu finden war, ging Aline ihn abzuholen.

„Pfiu über einen betrunkenen Mann!“ sagte Lisbeth und bekreuzigte sich, indes sie auf Aline schielte.

„Er hat mich nicht angenommen, um über ihn zu richten!“ entgegnete die Adeptin, und Lisbeth erkannte nun deutlich, daß Aline eine scharfe Kaze sei.

„Kommst mir gerade recht!“ rief der Viehhändler mit etwas schwerer Zunge, als er seine Tochter auf einem Heck (Schlagbaum) am Ufer sitzen sah. „Wir um, das trifft sich — Du, Linke, ich habe ihn gekürt, morgen kommt er!“

„Wen meint Ihr, Ohm?“

„Deinen Mann, Du Kindskopf! Arbeitsknochen wie ein Ochse, sage ich Dir, eine ordentliche Ausrüstung und langsam von Gedanken, so wie Du. Jung ist er, eben neunzehn, junge Weiden biegen sich, und ich muß Euch Milchälber ziehen, wie ich Euch haben will. Schneid' ein paar Hühner den Hals ab und koch' morgen eine Suppe darauf, so schwere Burschen verstehen sich besser auf's Mittagsbrod als auf junge Frauenleute!“ Darnach lachte der Ohm über seinen eignen Wib und säbelte schwanfenden Schrittes vorwärts.

Aline ging nächsten Tags, der ein Sonntag war, zur Frühmesse und Lisbeth und die Jungmagd wanderten ins Hochamt. Sie kochte und putzte zwischendurch noch hier und da an den Zinntellern und Schüsseln umher und streute hübsche Guirlanden von weißem Sande rings um die rothen Backsteine des Küchenflurs, denn die Küche ist im Emslande zugleich Wohnstube, deren Mittelpunkt das patriarchalische Herdfeuer bildet.

Um halb Eins pflegten die Kirchgänger aus dem Dorfe heimzukehren, und richtig hörte die Wartende auch bald des Oheim's mächtige Stimme, er zeigte einem Fremden die Fettweider, welche in einem Kamp hinter dem Garten gingen und von dem Besitzer als ein rechter Staat gepriesen wurden.

Lisbeth und die dicke Magd kleideten sich um, der Knecht fütterte die Pferde, so war Aline in der Küche allein, als der Ohm mit dem Erwählten eintrat. Voran der Alte, sein Haus und dessen Lage, seine Wiesen und Ländereien herausstreichend, dann ein Hühne mit einem rothwangigen glatten Kindergezicht und gelbblonden Haaren. Derselbe bückte sich unter der Thür und mülhte sich, seine mächtigen Gliedmaßen schicklich zusammen zu halten.

„Da ist meine Tochter, Aline Rademater!“ unterbrach sich der Viehhändler, „der Junge ist Herm Haltmann von Oldhausen — wie steht's mit dem Essen?“

Die jungen Leute blickten einander an; er erröthete ein wenig, aber nicht sehr, denn Aline kam ihm noch gar kindisch vor; mit neunzehn Jahren hat ein Jüngling den gereiftesten Geschmack seines ganzen Lebens, was die Mädchen anlangt. So begrüßten sich die zwei gar nicht weiter und Aline sagte mit ihrer tiefen, aber doch farblosen Stimme: „Ja, Ohm, das Essen ist fertig, schickt Euch nur an die Tafel!“

Aline setzte sich während des Mahles kaum, sie wartete auf, und Lisbeth sah, daß das falsche Geschöpf ihr richtig alles abgelauert hatte und die Bedienung in guter Ordnung verließ.

„Das Essen war schon recht!“ meinte der Ohm und wischte sich den Mund auf dem Ärmel seines Kittels, der Sonntagbrod hing bereits am Nagel.

„Dann kann ich ja gehen,“ bemerkte Lisbeth giftig.

„Vor der Hochzeit?“ staunte Rolf.

„Die wird auch ohne mich zu Stande kommen!“ meinte die Haushälterin und strich über ihre Schürze. Sie erwartete, man würde sie bitten, noch da zu bleiben.

„He, he, Aline, wie denkst Du darüber, wann kann Zuffer Lisbeth gehen?“

„Morgen, Ohm! heute ist's ja Sonntag!“ war die ruhige, anscheinend gedankenlose Antwort.

Nun lachte der Viehhändler so unbändig, daß er mit beiden Händen auf seine Kniee hieb und sich dann auch die Lachthränen mit den Ärmeln abwischen mußte.

Lisbeth weinte dagegen alles Ernstes, und zwar gallige Thränen: „So, Herrn Haltmann,“ schluchzte sie, „wenn Dir jetzt noch nicht benaut (bekommen) wird, dann stehst Du in festen Stiefeln! Kamst an mir lernen, wie Rolf Schlager für redliche, vieljährige Dienste dankt!“

„Ich bin nicht schreckhaft!“ sagte der Wichtige mit überschnappernder Knabenstimme, aus schriller Höhe in dunkle Tiefen herniederfallend.

Lisbeth rannte, von der Undankbarkeit der Welt und der Frechheit der Jugend bis aufs Aeußerste erregt, in ihre Kammer, um ihr Hab und Gut in ihre große Holzkiste zu packen; der Hausherr gähnte mit einer Art Schatalsgeheul, reckte sich und öffnete die Thür zur Viehdiele: „Siehst Du, Herrn,“ rief er, auf dieselbe deutend, „des Sonntags lasse ich mir ein paar Schütt Stroh unter den Guls (Bodenlücke) werfen und schlafe darauf. Von wegen der Menschen lohnt es sich wahrlich nicht, auf dieser Welt zu leben, aber wegen des Viehs ist es ein gutes Ding, das Vieh ist erkenntlich und wer Achtung und Gerechtigkeit gegen dasselbe hat, dem hilft es zum Gedeihen! Es hält bei uns aus und trauert uns nach; wenn uns die Erben fröhlich auf die Bahre heben, so blicken die die großen unschuldigen Rindsaugen noch durch Tage und Wochen nach der Thür und suchen den Baas. Na, ihr Zwei könnt jetzt zur Besper-Andacht gehen, Herrn und Aline, hernach trinken wir ein Köppchen (Täpchen) zusammen.“

Der Viehhändler streckte sich auf's Stroh und Aline setzte folgbar ihre Haube mit den seidenen Bändern auf. Als sie aus dem Kloster heimkehrte, verlangte der Ohm, sie solle die Bauertracht annehmen und ihr Haar abschneiden. Sie wußte nichts von Eitelkeit — Rolf Schlager meinte, sie wäre noch zu dumm! — und folgte dem Befehl ohne Widerstreben, was wenigstens dadurch belohnt wurde, daß ihr die Landkleidung weitaus besser stand als der so furchtbar verrätherische modische Schnitt. Trotz der Sommerwärme zog Aline heute ein schwarzes Tuchkleid an; der bäurische Anstand vermeidet die vergänglichen leichten und hellen Stoffe. Als Herm das Mädchen, das gefaltete Taschentuch und ihr Gebetbuch in der Hand, eintreten sah, entzündete er mit Selbstbewußtsein eine Cigarre — er rauchte erst seit Kurzem und ungern, dann schritt er durch die Thür, welche sie ihm öffnete, ihr voran ins Freie und noch eine gute Strecke des Wegs vor ihr her, wie es ihm als Mann zutram, dem Dorfe zu. Endlich blieb er, ohne umzublicken, stehen und erwartete sie, er war mit seiner Anrede ins Reine gekommen.

„Gehorcht Du ihm immer, Aline?“ fragte er.

„Ja, immer!“

„Thust Du's gern?“

„Nicht immer, aber ich gehöre doch zu ihm!“

„So —! Ist's denn Blutsfreundschaft?“

„Nein, ich bin aus Ostfriesland, ich bin eine Waise und meine Kostleute ließen mich das Vieh hüten. Ich war dazumal noch zu klein, um den Schlagbaum vor dem Weideland aufzumachen und kletterte deshalb hinüber, wenn ich nach Haus ging. Eines Tages kam eine Springfluth, ich lief nicht fort, als die Gräben und die Wiese blank wurden, sondern blieb auf dem Schlaghecke sitzen und hielt die Röhre an den Hörnern, damit sie nicht in den Strom ließen in ihrer Angst, bis endlich, als sie schon über den Bauch im Wasser standen, Hilfe kam. Eine von diesen Röhren gehörte Rolf Schlager; als er kam, sie auch zu holen, erzählten ihm die Leute, was ich gethan, damit er mir einen halben Gulden schenke; das that er nicht, aber dafür nahm er mich selbst mit auf seine Carriole!“

„So, und hat er Dir seine Sachen verschrieben?“

„Nein, er kann mich fortschicken!“

„Ist er unterweilen böse und racht (scheltet) mit dem Hausvolf?“

„Ja, wenn sie nicht gehorchen und gegen ihn aufreden.“

Herm dachte über diese Mittheilungen nach, bis seine Cigarre zu Ende war. Dann hatte er eigentlich keinen Vorwand mehr, zu schweigen und nahm verlegen ein grünes Blatt in die Zähne. Aline kam ihm zu Hilfe:

„Wie viele seid Ihr denn zu Haus?“

„Fünfe, drei Mädchen und zwei Jungen.“

„Bist Du der Älteste?“

„Nein, der Jüngste!“

„Natürlich!“ antwortete Aline, deren Fragen keineswegs unpraktisch waren, denn die größere Zahl der Geschwister beinträchtigt die Abfindung von väterlichem Grundbesitz und der älteste Sohn ist der Erbe desselben. Herm lächelte:

„Du hast die Augen offen!“ sagte er anerkennend. Nach einigen Schritten blieb er stehen: „Bist Du mir entgegen?“

„Nein!“ war die ernsthafte Antwort.

„Ich soll ihm heute Abend Bescheid sagen, ob wir klar mit einander sind!“ fügte Herm zögernd hinzu.

„Du mußt Dir's bedenken, ob Du mit ihm fertig werden kannst,“ rieth Aline, sich selbst ganz als Nebensache betrachtend.

„Im Guten, ja — aber wenn er die Dinge übers Knie bricht, dann habe ich einen Satanswurm im Kopfe!“

Aline lächelte kaum merkbar, sie sah lieb und doch traurig aus. „Das ist auch meine Sorge, daß man einmal nicht mit kann, wohin er will, und je deutlicher sein Gewissen ihm sagt, daß Andere Recht haben, um so größer wird seine Feindschaft gegen diejenigen, welche ihn hindern.“

„Wir halten auf alle Fälle zusammen!“ sagte Herm und seufzte: „Bei uns zu Haus ist das Nest voll genug ohne mich!“

„Ja — mit fünf — und für den Erben arbeiten!“ bestätigte Aline, „aber doch noch besser, als wenn man für Niemanden zu denken hat — ich brauche auf Niemand zu denken, nur zu arbeiten!“

„Wenn ich bei Euch bin, denkst Du auf mich!“ sagte Herm und erfaßte ungeschickt ihre Hand.

„Ja dann — das versteht sich von selbst.“

Sie hatten die Kirche erreicht und die knieenden Beterinnen stießen einander an, als die Zwei eintraten und flüsterten: „Das ist Fettviehlopers Aline ihr Freier — baare Kinder sind sie ja! Der Junge hat noch kein Scheermesser gesehen.“

Sechs Wochen darauf fand die Trauung des jungen Paares statt, denn die Ernte ging zu Ende und die Bestellzeit stand vor der Thür; im Herbst konnte Rolf am wenigsten zu Hause sein und zog hin und her durch Jütland, Friesland, Holland und auf die großen Märkte. Das junge Paar wirthschaftete daheim mit großem Ernst und Eifer; der Ohm konnte mit dem besten Willen nichts tadeln, zudem lebten die zwei friedlich und still miteinander. Wenn sie in den Winterabenden ohne den Hausherrn, der gern zur Schänke ging und mit sich allein nichts anzufangen wußte, beisammen saßen, beim Schein des Feuers arbeitend, so erzählte Aline vom Kloster und was sie dort gelernt habe, oder sie holte ihr Legendenbuch, aus welchem sie ihm vorlas. Die dicke Magd sagte, es sei im Hause, als säße man Tag und Nacht in der Kirche und wenn nicht die Last mit den Kälbern und Ferkeln wäre, so verkäme man vor Langeweile. Inzwischen wurde es Frühling, Sommer und wieder Herbst; des Viehhändlers Wirthschaft ging weiter wie eine woleingerichtete Maschine. Der alte Viehtreiber Jans behauptete: „Sie gönnen einander so wenig das Wort, daß sie sich nicht einmal zanken können. Die alte Lisbeth, weilen sie noch bei uns wirthschaftete, schlug doch wenigstens am Montag an, weil sie von dem vielen Sonntagskaffee Kopfschmerzen hatte und ein Koblblatt auf die Stirn binden mußte, aber den Mund verband sie nicht, im Gegentheil! Jetzt aber haben die Fliegen das Wort allein, wenn der Baas über Land ist.“

In der Adventszeit des zweiten Jahres wurde aber eine Stimme laut, die vor Niemandem, selbst nicht vor dem Ohm, schwieg und die einen großen Umschwung in der Stimmung der kleinen zusammengelassenen Familie hervorbrachte. Es wurde ein kräftiger Knabe geboren. Anfangs lachte der Viehhändler über die kleinen geballten Fäustchen und die winzige Stutznase, ja er hielt den Gesichter schneidenden jüngsten Staatsbürger mit einigem Stolz über die Taufe; aber das war eine kurze Freude, der alte Rolf duldet einmal keine zweite Macht neben sich und der junge Rolf wollte ohne Weiteres den Meister spielen. „Verdammtes Kindergeschrei!“ wettelte der Ohm, der zur Winterszeit verdrießlich am Herdfeuer saß.

„Alle Kinder schreien!“ bemerkte Aline gelassen.

„So, Du mußt mich natürlich belehren, Du Graustuefel!“ schnauzte sie der Ohm an.

Aline blickte auf ihren Säugling nieder, nicht gedankenlos und selbstlos wie bislang, nein, mit dem Blicke tiefen Glückes, sie besaß ja ein Wesen, das ihr, ihr gehörte, neben diesem zarten hilflosen Dasein war ihr Frauenherz zum Bewußtsein gekommen. Sie schaute nicht auf Herm, sie dachte gar nicht an ihn, aber er hatte seine Gedanken zurecht gelegt und sagte mit seiner jetzt ganz gleichmäßigen Stimme: „Laßt sie reden, Ohm — verteidigt doch das furchtsame Thier sein Junges. Aline soll reden, denn sie hat ein Kind und — und einen Mann!“

Der Viehhändler wurde krebsroth vor Zorn; die Beiden hatten ihm ja niemals widersprochen, und statt den bisherigen Gehorsam dankbar anzuerkennen, beleidigte ihn dieses erste Willenszeichen doppelt und über die Maßen. Er sprang auf, ergriff seinen Stuhl an der Lehne und schwang ihn bedrohlich gegen Mutter und Kind; ehe er aber noch eine Bewegung ausführen konnte, lagen bereits Herms wichtige Tazen auf seinen Armen und er setzte demgemäß den Stuhl wieder zur Erde. „Ich kann Euch auf die Straße werfen!“ leuchtete er. „Das würde Euer eigner Schaden sein!“ sprach die junge

Mutter gelassen, und leider mußte ihr der Alte darin recht geben. Der kleine Nofz wurde dick und fett, da es ihm an nichts fehlte, gab er das sinnlose Schreien auf und krächte und zappelte in seiner Wiege. Der Thm hatte nun zwar nie auf die Liebe seiner Pflanzkinder Anspruch erhoben, trotzdem ärgerte es ihn jedes Mal, wenn er bemerkte, wie entzückt die jungen Eltern über die „kleine Poppe“ (Frosch) waren. Herrn hatte sich eine gewisse häuerliche Würde und ein Scheermesser zugelegt, er vermerkte alsbald, daß der Junge ganz so werde wie er; wenn man ihm den Pfeifenstiel — Herrn rauchte jetzt auch ohne trübe Folgen — hinhielt, fuhr der Bengel sofort damit in sein kleines von den runden Wangen zusammengedrängtes Mäulchen. Die Hausarbeit geschah nach wie vor, aber der Frieden litt zu öfteren Malen Havarie und regelmäßig wurde der Alte fuchswild und blieben die Jungen ruhig.

(Schluß folgt.)

Hafshisch.

Novelle von E. Vely.

„Bitte, wenden Sie mir die Blicke voll zu!“ hatte der Bildhauer eben gesagt, ein wenig zurücktretend. Sie hob die großen blauen Augen und sah ihn fest an, sicher, athemlos und lange, mit einem so eigenen Ausdruck, daß plötzlich dem ernststen Manne eine heiße Röthe ins Antlitz stieg, daß ihm seltsam bekommen wurde und er hastig seine Geräte niederlegte, mit der Hand durch sein braunes lockiges Haar fuhr und rasch hervortrat:

„Danke — und nun wollen wir eine kleine Pause machen!“

Sie nickte und verließ ihren Platz neben seinem Dreigestell, ihr Stuhl hatte auf einer kleinen Estrade gestanden. Sie war groß, voll, blond, nicht mehr ganz jung; einige scharfe Linien prägten sich um den Mund und redeten von Lebenserfahrung, aber ihr Profil war von einer fast völlig griechischen Form und Reinheit. Sie trug ein olivengrünes Sammetkleid; jede Einzelheit ihres Anzugs stimmte harmonisch zu einander und zeigte die Frau von Geschmack, mit einer unverkennbaren Neigung zu Kostbarkeit und Luxus. Ihre Bewegungen waren lebhaft, grazios.

Sie reckte ihren schöngeformten, bloßen Arm ein klein wenig in die Luft, als thue ihr die Freiheit wol und schaute sich dann in dem Raume um, welchen sie heute zum ersten Male betreten.

Da standen Abgüsse von Antiken, einige alte Reliefstücke waren an den Wänden aufgehängt, durch nasse Tücher verdeckte Arbeiten des Künstlers auf Gestellen, eine Strohmatten auf dem Steinboden, drei Stühle, ein alter Rococotisch — sie hatte sich eigentlich die Werkstatt des berühmten Mannes anders gedacht. Warum? Sie mußte, ärgerlich über sich selber, den Kopf schütteln. In eben diesem Raume hatte ja Heinrich Landulf den sterbenden Hector und die gefesselte Andromeda geschaffen, vor welchen sie oft in ihrer Heimath bewundernd gestanden! War sie denn so weltlich und verwöhnt, daß sie sich in Einfachheit und Anspruchslosigkeit nicht mehr hineinfinden konnte?

Und er selber, der schlichte, ernste Mann dort in dem weißen Arbeitskittel am Fenster, hatte er sie durch seine Persönlichkeit enttäuscht? Hatte sie sich etwa daheim von dem Schöpfer des Hector das Bild eines Recken gemacht? Sie wußte es nicht mehr, aber das wußte sie, daß sie recht unzufrieden mit sich selber war, in diesem Augenblick so gut — wie eigentlich immer.

Weiß schimmerten ihr voller Hals und ihre Arme aus dem dunklen Sammetgewande, dort der kleine Spiegel warf ihr gerade ein Stück Schulter zurück. Sie blickte an sich hinunter und fand sich plötzlich unpassend elegant gekleidet für das schlichte Atelier und den anspruchslosen Künstler Heinrich Landulf.

Eigentlich war es der tolle Einfall einer Minute gewesen, der sie hierher geführt hatte, dem Bildhauer zu einer Büste zu sitzen, oder sollte sie es die ganz gewöhnliche Citelkeit einer schönen und reichen Frau nennen?

Es war vor wenigen Tagen gewesen, als man die „Esposizione di belli Arti“ eröffnete. Tausende von Menschen drängten sich draußen im warmen Sonnenschein vor dem weißen Gebäude, auf dem die sternengekrönte Italia über dem Triumphbogen des Mitteltracts die schönen Künste zu sich ruft, um unter ihrem Schutze einen friedlichen Wettkampf zu wagen, und Tausende drängten sich innen fast rücksichtslos in der kalten feuchten Luft, um einen Blick auf das Königspaar und seine Umgebung werfen zu können.

Sie hatte sich bald, einige Bekannte erblickend, von der Seite eines Diplomaten, mit dem sie eingeengt stand, hinaus gerettet in die Räume, wo man die Skulpturen aufgestellt.

Der allzeit schlagfertige Gnütram, „ein Sammler“, mit welcher Bezeichnung er durch die Gesellschaftswogen der italienischen Hauptstadt schwamm, hatte sie geneckt, daß sie

sich hilfswinkend an Menschen aus der foule, an ihn und seinen Freund Dr. Stock gewendet habe, um einer kurzfristigen Exzellenz zu entrinnen, und der kleine, gedrungenen Doctor hatte seine Brillengläser höher geschoben, ihr fest die Hand gedrückt und verlegen dazu gesagt: „Aber es ist sehr freundlich von Ihnen, sehr freundlich!“

Sie hatte über diese seltsame Art gelacht, auch daran denkend, daß der arme Doctor sicher lange bestiffentlich eine andere Nachbarin unterhalten würde, ehe er ihre Flucht bemerkte. Dann war sie vor einer sitzenden, weiblichen Statue stehen geblieben und hatte gerufen:

„Natürlich, bei dem ersten Schritt muß man einer Penelope begegnen — es ist ja gar nicht anders möglich! Schöne Arbeit, geistvolle Auffassung — nein, bester Gnütram, unterdrücken Sie mir zu Liebe den Wit, der Ihnen jetzt auf den Lippen schwebt, aber an diese langweilige Person verschwendet wäre. Das kann nur ein Deutscher gemacht haben.“

„Zugegeben!“ hatte der Sammler gerufen. „Sehen Sie! Nur Einer, dessen Ideal eine spinnende, webende, bei der Nachtkerze trennende Hausfrau ist — ich könnte ihn selber leibhaftig daneben stellen.“

Um Gnütram's Mund hatte es wieder gezuckt, er strich vergnüglich durch seinen rötlichen Bart; dem Doctor Stock war ein Räuspern gekommen und fast ängstlich war sein Ton gewesen:

„Wollen wir — nicht dort hinüber gehen?“

Aber ihr hatte es nun einmal Freude gemacht, hier vor der treuen duldsamen Gattin des Odysseus Kritik zu üben.

„Immer Penelope! Ist Naufiska nicht weit sympathischer! Die hat sich natürlich in ihren Findling verliebt — und er —“

„Rehrt pflichtgetreu zurück!“ war des Kunstsammlers Antwort gewesen.

„In der Dichtung — ja —“, hatte sie spöttisch hervorgestoßen, „erörtern wir die Sache nicht weiter. Sicher hat der Bildner hier seiner Gattin ein Compliment mit der Darstellung gemacht. Ich denke ihn mir in einem philiströsen deutschen häuslichen Glüd.“

Gnütram's Kopf hatte sich nickend einigemal bewegt, als wolle er sie zustimmend ermuntern.

„Jrgend eine Minna oder Anna, sieben unbändige Kinder, Geräusch von Stricknadeln, Geklapper von Schüsseln und Tellern. Schade, schade, es ist ein großes Talent — nur hausbackene Ideen.“

Jetzt war für Leopold Gnütram der richtige Augenblick gekommen, sein „Effect“, auf den er sich gestreut. Er hatte nachlässig die Arme verschränkt und gesagt:

„Der Schöpfer, meine gnädige Frau, heißt Heinrich Landulf und steht dort unmittelbar neben Dr. Stock. Es wird ihn jedenfalls interessieren, Ihre Ansicht zu hören.“

Das war böshast gewesen, und sie hatte eine Sekunde gedacht, sie werde nicht Herr über den Schreck, welchen sie plötzlich empfand; aber länger währte es nicht, dann hatte sie sich rasch gefaßt und war auf den Künstler, der auch diese kleine Scene beobachtet hatte, zugetreten. Und sie war überzeugt, daß jetzt ihr lebenswürdigstes Lächeln ihren Mund umspielte und daß ihr Ton die Weiche hatte, welche man immer an demselben rühmt.

„Herr Landulf! —“ sie hatte ihm auch mit einer raschen Bewegung die Hand hingestreckt — „Sie haben gehört, was ich gesagt. Ich kann es nicht zurücknehmen, wenn ich auch stehen muß, daß ich mich, der Gegenwart des Künstlers bewußt, ein wenig anders ausgedrückt hätte.“

„Nämlich ohne Commentar für das Private,“ hatte Gnütram einstreuen müssen.

Und weil Landulf noch immer nicht die rechte Entgegnung zu finden schien, hatte sie weiter geplaudert:

„Ich habe stundenlang vor Ihrem Hector und der Andromeda gestanden — ich bewundere auch hier Ihre große Kunst, aber es ist der Gegenstand —“

„Die hausbackene Griechenfürstin,“ war Gnütram eingefallen.

„Gnädige,“ hatte der Bildhauer gesagt, „jede Ansicht ist berechtigt und ich bin sehr dankbar.“

„Nicht spotten,“ hatte sie wie ein Kind gebeten. „Ich will's hüßen, das heißt, es ist eigentlich schon geschehen, die Nemesis hat mich ja bereits ereilt.“

Sonderbar, der Mann erschien ihr plötzlich auch als Mensch so bedeutend und sie hatte ihn doch nichts Geistvolles sagen hören. Er war von seiner Statue zurückgetreten und hatte Gnütram lachend auf die Schulter geklopft.

„Es wäre gar nicht so unrecht, wenn man jeden Urheber, etwa mit einer Tarnkappe versehen, neben seine Werke stellen könnte. Was da wol im Verlaufe eines Tages zu hören, und auch zu lernen wäre!“ Er hatte sich dann wieder zu ihr gewandt.

„Die Naufiska! Gnädige Frau, Sie haben mir damit ein Motiv geschenkt — die stolze Königstochter Abschied nehmend, gefaßt nach Außen.“

„Und Odysseus mit dem bitter süßen Gedanken an das sichere philiströse Glüd daheim,“ hatte Gnütram gerufen.

Ueber das Gesicht des Künstlers war ein unwilliger Zug gegliht, er hatte das Gespräch nicht weiter fortgesetzt.

Man war noch gemeinsam an einigen Werken vorübergegangen. Drüben in dem Thronaal und auf den Gängen rief man „Enrico!“ und ohne daß die Andern es hören konnten, hatte sie zu Landulf gesagt: „Beweisen Sie mir, daß Sie meine freimüthigen Aeußerungen nicht übel nehmen. Ich habe schon lange die Absicht gehabt, eine Büste von mir machen zu lassen. Darf ich Ihnen sitzen?“

Und indem sie das sprach, hatte sie eine Empfindung unaussprechlicher Angst, daß er ihr ein kühles „Nein“ entgegen würde.

Wie prüfend ruhte sein Blick auf ihr. Waren es die Linien ihres Gesichts, die er betrachtete? las er in ihren Augen?

„Ich siehe Ihnen zu Diensten!“

Neben einer modernen Damengestalt, an deren Toilette in dem Marmor jede Kleinigkeit zum Ausdruck gebracht worden war, hatte Gnütram gerufen: „Der Naturalismus unserer Zeit! Spitzenarbeit in höchster Vollendung.“ Dann hatte er hinzugesetzt: „Freund Landulf, warum haben Sie sich denn nicht gewehrt und Frau von Beeren eines Besseren belehrt über Ihr häusliches Leben?“

Landulf hatte eine abweisende Bewegung gemacht, aber dem Andern war es nun einmal schwer, zu schweigen.

„Herr Landulf hat eine bildschöne Nömerin heimgeführt, ersreut sich eines Segens von fünf schwarzlockigen Kindern mit den klangvollsten südlichen Namen.“

Kurze Zeit darauf hatte man sich gegenseitig verabschiedet. Und heute war ihre erste Sitzung gewesen.

Sie sah nach dieser langen Pause etwas scheu zu dem Künstler hinüber.

Er lehnte, als habe er ihre Anwesenheit gänzlich vergessen, am Fenster, das zur Hälfte verstellt war, um das Licht grell auf Modell und Arbeit zu leiten; ein Sonnenstrahl lag auf seinem Scheitel, er schien das Stück blauen Himmels zu betrachten, das über den jenseitigen Häusern sichtbar wurde.

Eigentlich kein schöner, nicht einmal ein sehr stattlicher Mann und doch dieser Eindruck von großer Bedeutsamkeit, wie ihn ihr selten ein Anderer gemacht, und sie kannte so viele bei ihrem unstäten Wanderleben.

„Es ist,“ sprach sie zu sich selber, „weil in meinen Gedanken immer seine Schöpfungen hinter ihm stehen. Das will sich nicht von ihm trennen lassen. Hier im Atelier besonders nicht. Ich möchte ihn wol einmal auf neutralem Boden prüfen, auf dem Parket eines Salons.“

„Da, das blaue Stück Himmel ist der Himmel, welcher über Rom lacht,“ hatte Heinrich Landulf gedacht, „über der ewigen Stadt, nach welcher ich so lange Heimweh in der Brust getragen als armer angehender Künstler und die mir nun Heimath geworden ist, voll und ganz, ein Bürgerrecht und ein Herzensrecht gegeben hat. Ich habe daheim eine liebe Familie, ich habe meinen klangvollen Namen und alle Ursache zu Dankbarkeit und Zufriedenheit. Wenn die letztere mangelt, wessen Schuld ist's? Die meine, lediglich die meine! Ich sollte mir jeden Tag erzählen, daß Frau Fortuna doch freundlich auf mich herabgelaßelt hat. Wie Mancher, der strebte und konnte, wie ich gestrebt und was ich gekonnt, ist untergegangen. Wie mancher grüne Hügel, auf dem kein Name lesbar, wölbt sich draußen auf dem Friedhof neben der Cestiuspyramide über solchen, die das Leben verschlang — ich sollte dankbar sein.“ Jetzt traf ihn der Sonnenstrahl in die Augen, er schloß sie hastig.

Drüben die Frauengestalt — wie manch schönen Kopf hatte er schon modellirt. Und sie war nicht die erste, geistvolle Frau, welche ihm begegnet war. Aber ein so sonderbarer Zauber schien ihm noch von keiner ausgegangen. Was war das? Woran lag das?

Er warf den Kopf zurück und griff aufs Neue nach seinem Werkzeug, der schönen Frau drüben eine bittende Bewegung machend.

Sie kam und nahm schweigend ihren Platz wieder ein. Und außer einem flüchtigen Abschiedswort redeten sie heute Beide nichts mehr mit einander.

Heinrich Landulf schritt die engen und etwas dunklen Treppen zu seiner Wohnung am Corso hinauf und dachte dabei etwas unwillig daran, wie oft er schon den Wunsch gehabt, dieselbe zu wechseln und hinauszuziehen in die Neustadt, wo Licht und Luft und Sonne das Leben so viel behaglicher machen und wie immer wieder die schwarzen Augen der Gattin ihn bittend angeblickt; für sie war es ja nirgends schöner, als hier vom Fenster herab um die Nachmittagsstunde die Equipagen vorüberrollen zu sehen und die Toiletten zu kritisieren. Und vollends der Carneval! „Kann man irgend wo anders wohnen, als hier?“ fragte sie jedesmal schmeichelnd, wenn die kalten Tage des Januars in den sonnenlosen Räumen ertragen werden mußten und die Faschingszeit im Nahen war.

Heinrich Landulf seufzte leise. Er hätte auch ein Haus machen können, wie seine deutschen und andern Collegen, seine Räume mit allerhand Bildschmuck, Statuen und Stoffen



Scene aus den lustigen Weibern von Windsor. Von Margarethe Löwe.

schmücken mögen, die reichen Mittel dazu schaffte sein Fleiß herbei, aber Italia und ihre Mutter hatten kein Verständniß dafür. Für sie waren Räume mit irgend einem schreienden Blau in Möbeln und in Vorhängen, mit recht großen Spiegeln in Goldrahmen und auf Marmorgestellen, mit einem halben Duzend Lampen vor denselben, einigen Etageren mit den geschmacklosesten bunten Porzellanvasen der Inbegriff alles Schönen und aller Eleganz. Seinen Landsleuten war er fast fremd geworden, weil Frau und Schwiegermutter den Verkehr mit Fremden nicht liebten; es langweilte sie, in einer Sprache reden zu hören, welche sie nicht verstanden. Heinrich Landulf seufzte noch einmal, ehe er an der Klingel zog. Eine Magd öffnete ihm, dann aber schob sich blühschnell eine schlanke Kindergestalt neben Jener her und zwei Arme faßten nach seinem Hals und aus den andern Ecken trippelten noch sechs schnelle Füßchen heran: „Der Papa — der Papa!“ Er hatte für Alle freundliche Worte, seine Augen blickten wieder fröhlich; dies lebendige Glück da um ihn her erlesete ihm wahrlich genügend Bilder und Schmuck an den Wänden und langweilige Empfangsabende mit alltäglichen Phrasen.

Er stolperte über einige Kinderspielsachen, hob ein weißes Etwas vom Boden, das sich bei näherer Betrachtung als eine Nachtmütze der Mama Santa erwies, zog seinen Ueberrock ab, machte einige vergebliche Versuche, ihn aufzuhängen, weil der Aufhänger abgerissen war, und trat dann in das Wohngemach.

„Enrico!“ rief eine junge Frau und sprang vom Fenster empor und streckte ihm mit gleicher Freude die Hand entgegen wie vorhin die Kinder.

Die Absicht, möglichst hübsch auszusehen, hatte sie zu dem Kleide von Sammet und Wolle große Brillantohrringe hinzuzufügen lassen, ein Schawl bedeckte ihre Schultern.

Sie stand in voller Blüthe am Ende der zwanziger Jahre, war groß und schlank, schwarzhaarig, mit flammenden Augen — diese Augen ja, die hatten es dem Professor angethan damals und der ebenmäßig schöne Körper nicht minder und das lebhaft Incarnat und die stolz gebogene Nase.

Er küßte sie auf die Stirn. „Was hast Du getrieben, mein Kind?“ fragte er, aber das klang mehr wie von der Gewohnheit als von Interesse dictirt.

„Getrieben, Enrico mio, ja, was?“ sagte sie mit dem Tone eines gutherzigen Kindes. „Aus dem Fenster geschaut; das ist ein Treiben draußen, man merkt, daß der Carneval näher kommt, und gefroren hat mich. Da, schau nur, ich kann die Pelzmuffe nicht fortlegen und Margherita, denk Dir, Margherita will zu Niemandem mehr gehen wie zu der Großmama. Freilich, so gut ist auch Keiner zu ihr, wie die Nanna!“

„Die Nanna, die Nanna!“ sang mehr als sie sprach in diesem Augenblick eine andere Stimme, und eine kleine starke Frau erschien, ein blondlockiges Kind auf dem Arm wiegend. Ein schwarzseidenes Kleid zog sie in langer Schleppe über den Steinmosaikboden, aber dasselbe hatte bedenkliche Flecken und Risse und das ergraute Haar hing unordentlich um das Gesicht, den Kinderhändchen ein willkommenes Spielzeug. In dem fleischigen Gesicht funkelte aber noch ein Augenpaar, aus dem Energie und Lebenslust zu lesen war.

„Die Nanna, ja, ja!“ wiederholte sie und drückte das Kind an sich. „Margherita mia, alle Heiligen beschützen Dich! aber was wärst Du auch wol ohne mich, Bambina, die über jeden Hauch Tag und Nacht wacht!“

Der Vater machte eine Bewegung, als wollte er das Gesichtchen streicheln, das Kind schrie unwillig auf und duckte den Kopf in den falschen Hermelinkragen der Alten.

„Dio mio, Professore!“ rief Signora Santa, „erschreck mir das Engeln nicht so! Was, Benedetta, der Mann mit dem großen Bart! O je, mit solch einem Bart, nein, da darf man mir dem Bambino nicht nahe kommen!“

Landulf lachte gutmüthig. „Der Mann, Mama Santa, ist doch eigentlich der Vater —“

„Che, che!“ rief sie. „Männer sind Männer und eigentlich Ungeheuer, was meine Großmutter schon gesagt hat und solch einen Bart und so ein zartes Engeln. Figlia mia, wenn ich die Donna di Casa wäre, wie Du, den dürfte der Enrico nicht tragen.“

Italia wollte eine Einwendung machen, aber die Mutter sprach rasch weiter: „Ein Italiener trüge ihn auch nicht — aber solch ein Deutscher! Die Heiligen mögen mir verzeihen, indeß etwas ist doch wahr: Barbaren sind sie. Enrico ist gewiß gut, was indeß im Blute steckt, das macht es! Mein Vetter ist ein leibhaftiger Monsignore, und der hat es nicht gern gesehen mit der Italia. Enrico, was nun einmal wahr ist, muß wahr bleiben! Ein Glück, daß er nicht auch noch zu den Kezern gehört hat, denn dann hätt' ich's doch niemals erlaubt. Dio mio, welche Partien hätte meine Italia machen können, aber da kam nun einmal diese glühende Liebe über sie — und ich, nun, die Heiligen wissen's, ich habe an meine Jugend und an mein Herz gedacht und bin eine schwache Mutter gewesen.“

Es mochte sein, daß die täglichen Wiederholungen dieser Aussprüche das Ehepaar so sehr gleichgiltig denselben gegenüber liegen.

Italia lehnte ihren schwarzen Kopf an die Schulter des Gatten und fragte: „Du siehst ein wenig blaß aus, hast Du so viel gearbeitet — und was?“

„Ich modellire die Büste einer Dame.“
Signora Santa bettete ihr Püppchen auf den andern Arm, ließ geduldig eine Haarsträhne von der kleinen Faust zerzausen und fuhr fort:

„Und welche Gnade von den Heiligen, daß sie mir den Bambino am Leben gelassen! Fünf Kinder für meine arme Tochter! Dio! ich habe mir nie mehr, als das Eine gewünscht! Professore, ich habe nichts gegen Euch, Ihr seid ein braver Mensch, aber ich dachte immer, ein Principe wäre just recht für meine Italia!“

Landulf lachte. „Daß auch nun gerade solch ein deutscher Bildhauer bei Signora Santa Wohnung nehmen mußte und die beste Gelegenheit hatte, sich in das Fräulein zu verlieben.“

„Ja, ja!“ sagte Santa ernst. „Der Monsignore, mein eigener Vetter, der hatte ein Wort, das hieß: ‚Atelierwirthschaft‘, wenn er verächtlich von den Künstlern sprach. Na, die Heiligen haben es zugegeben. Und Ihr seid ein guter Römer geworden, das ist auch schon etwas. Und die Zeiten sind vorüber, Gott sei Dank, wo Ihr meinem armen einzigen Kinde zumuthen wolltet, Euer barbarisches Deutsch zu lernen. Die Anforderung stellt Ihr nicht mehr. Deutsch reden! Das hätte ich, Santa Madonna, das hätte ich noch brauchen können zu den fünf Bambini — eine Sprache, von der ich nichts verstehe, wenn Ihr redet.“

Die junge Frau hatte ihre beiden kleinen Hände wieder in die Muffe geschoben und sagte, ohne empor zu blicken:

„Ist die Dame, welche zu Dir kommt, eine Italienerin?“
„Nein, eine Deutsche!“

„Nanna, Nanna, schlaf, mein süßes Herz!“ sang Santa und rief nach dieser Aufforderung hinüber:

„Und man muß auch nicht vergessen, daß wir die Aussicht auf eine große Erbschaft haben. Stupendo! Es kann eine Million sein, denn San Filippo ist ein großer Geizhals gewesen, Zeit seines Lebens, dem Gott noch immer kein Ziel setzen will, obwol er nun schon an die achtzig Jahre alt sein muß.“

Ein spöttisches Lächeln spielte um die Lippen des Deutschen. „Nanna, die Erbschaft und Ihre Hoffnung in Ehren, aber von der Anwartschaft auf dieselbe ließ sich doch nicht leben und Sie hatten es kümmerlich genug mit dem Geschäft des Abvermiethens.“

Dunkle Röthe lief über das Gesicht der dicken Dame. „Accidenti!“ stieß sie hervor, den schrecklichsten und gebräuchlichsten Fluch des römischen Volks, das damit dem Nächsten einen Schlaganfall herbei wünscht. „Das ist keine Schande! Heutzutage vermieten Fürsten ihre Paläste! Das ist gar keine Schande! Und wenn der Onkel San Filippo seine leibliche Nichte, mich, im Testamente übersehen sollte, so mögen ihn die Teufel im Fegefeuer rösten, wie es die Heiden mit dem heiligen Lorenzo gemacht haben. Ich sage nur, was ich sage — meine Italia müßte eine Carrozza haben mit vier Pferden und über den Corso fahren in einer Toilette, nach der alle Leute sähen. Und nun fünf Bambini und einen Bildhauer, der — ja, ich schäme mich, es zu denken, unangekleidete Personen darstellt und nach dem Leben; das ist das Schlimmste!“

Sie machte eine Pause, küßte das Kind heftig und sagte dann freischender als zuvor: „Monsignore Bernardelli behauptet, nur die Kunst ist schön, welche im Dienste der heiligen Kirche steht.“

Italia machte eine bittende Bewegung nach dem Gatten hin und er schüttelte den Kopf zu ihrer Beruhigung, und als die erregte kleine Dame hinausgerauscht war, flüsterte er ihr zu: „In acht Jahren hat man Zeit gehabt, Cara mia, die kleinen Sonderbarkeiten der Mama kennen zu lernen.“

„Du bist gut, Enrico!“ entgegnete sie leidenschaftlich und zog, ehe er es hindern konnte, seine Rechte an ihre Lippen, „Du bist zu gut, und ich — ich weiß es wol, bin nichts neben Dir als ein großes Kind!“

Er strich ihr über die glühenden Wangen. „Du bist mein schönes, liebes Weib!“ Und dann zuckte er leicht zusammen, ganz leicht, denn indem er die Sprache ihres Landes redete, hatte er an das deutsche Wort „Weib“ und seinen vollen, edeln Sinn gedacht.

„Enrico!“ sagte sie, nachdem sie einige Minuten still vor sich hin geblickt. „Du mußt es der Mutter vergeben, diese Erbschaftsträume sind ihr wie Lebensbedürfnis. Du hast nie daran geglaubt.“

„Nie, mein Kind und Du wirst ohne Carrozza und ohne Million glücklich bleiben.“

„Ach, so glücklich!“ rief sie und schlug die strahlenden Augen empor.

Neben an lärmten die Kinder und keifte die Signora Santa, aber das, was ihn sonst leicht ungeduldig machte, dächte ihm plötzlich die schönste Musik.

„Enrico,“ flüsterte das junge Weib und ihr Gesicht war ernst geworden, „was redest Du mit der Dame im Atelier?“

„Deutsch, natürlich, sie ist ja meine Landsmännin.“
Italia strich verkehrt über ihre Muffe und glättete dann

den Pelz wieder und nachdem sie dies Spiel eine Weile getrieben, meinte sie:

„Ich möchte so oft in Dein Studio kommen und wage es nicht — und weiß nicht einmal immer, was Du arbeitest, wenn mich die Leute fragen. Die Mutter behauptet, da, wohin die Modelle kommen, sei kein Ort für mich. Vornehme Damen besuchen Dich doch auch.“

Er gab keine Antwort und Signora Santa rief ihren Namen. Sie schlüpfte hinaus. Er blieb am Fenster stehen. Schön war sie und gut und bildungsfähig. Daß er Lekteres nicht ausgebeutet, war nicht seine Schuld, oder trug er doch einen Theil davon? Das deutsche Wort „Weib“ kam ihm wieder in den Sinn. Und plötzlich sah er seine Penelope und dabei die schöne Frau aus dem Norden, die in der Sprache seiner Heimath redete und spottete. Wenn sie vorhin mit ihm seine Wohnung hätte betreten können und den kleinen Scenen beigewohnt hätte, sie würde nicht mehr den Glauben hegen, daß er ein philisterhaftes, deutsches Glück am eigenen Herd besitze.

Und dann sah er wieder ihre Blicke voll auf sich gerichtet; er hatte sie ja darum gebeten, aber es war ihm heiß dabei geworden und er hatte sein Werkzeug niedergelegt.

Ihre Stimme klang so weich, so glockenartig. Italia hatte das spröde Organ des Südens! Mit ihr konnte man über Alles reden, sein schönes junges Weib hatte nur Interesse für Kleider und die Kinder, aber sie liebte ihn, o sie liebte ihn heiß und treu, dessen war er gewiß.

Er machte eine unwillige Bewegung, was brauchte er sich jetzt all diese Contraste vorzustellen! Was kümmerte ihn diese Fremde weiter, als daß sie durch sein Atelier ging, von seinen Händen wiedergegeben wurde, wie sie die Natur gebildet, ein wenig geistige Auffassung mit hineingelegt.

Er wurde noch ärgerlicher mit sich, je mehr er fragte und dachte. Seine Penelope hatte Irngard von Beeren verspottet; nun gut, an seine schöne junge Frau sollte sich ihre scharfe Zunge nicht heranwagen. Er mußte ihr Italia einmal gegenüberstellen, stolzen Blickes. Das sollte ihm eine Gemüthung sein!

Und dann seufzte er wieder, es war zum dritten Male heute.

(Fortsetzung folgt.)

M o s a i k.

Königliche Schönheiten. Gemeinlich nimmt man an, es gehöre wenig dazu, um eine Fürstin in den Ruf einer Schönheit zu bringen, und im Allgemeinen schreibt man den Bewohnerinnen der Paläste persönliche Reize nicht zu. Aber zu Zeiten waren denn doch, wie in gegenwärtiger Epoche, verschiedene europäische Höfe mit Frauen geziert, deren Schönheit auch Aufsehen erregt haben würde, wenn sie einfache Bürgermädchen gewesen wären.

Ich erinnere mich, daß ich einst einem mir bekannten amerikanischen Herrn eine Collection Wiener Photographien zeigte, eine Anzahl Porträts der hübschesten österreichischen Schauspielerinnen. Auf mein Befragen, welche er am meisten bewundere, sonderte er eine Photographie aus — es war das Bild der Kaiserin von Oesterreich, das zufällig zwischen die theatralischen Porträts gerathen war. Seine Bewunderung war gerechtfertigt!

Als ich die Kaiserin von Oesterreich vor zwanzig Jahren sah, stand sie in der Blüthe ihrer wunderbaren Schönheit. Ihr Anblick ist mir unvergesslich! Während wir im Hotel Erzherzog Karl in Wien wohnten, benachrichtigte unser Reise-Courier uns eines Morgens, daß der Kaiser und die Kaiserin im Hotel anwesend wären, um der Königin von Holland einen Besuch abzustatten und daß wir die Majestäten vom Balcon aus besuchen könnten, sobald sie die Gemächer der Königin verließen. Sofort waren wir auf dem bezeichneten Posten, und schon nach wenigen Minuten erschienen die kaiserlichen Besucher. Ach, wie reizend sie war, die junge königliche Frau, in der vollen Glorie ihrer stolzen Schönheit, die ihr den Platz auf Oesterreichs Kaiserthron erobert hatte! Sie war sehr elegant in weißen Musselin gekleidet, der von Valenciennes-Spitzen wie überfluthet war; dazu trug sie eine lilafarbene Schärpe mit Stahlperlen gestickt. Unter ihrem baretartigen Hüthen quoll Welle auf Welle ihres schwarzseidenen Haares hervor.

Sie wurde unserer ansichtig, wandte sich uns zu und machte eine kurze aber deutliche Ruhepause, als wollte sie sagen: „Ihr habt mich zu sehen gewünscht und ich will Euren Wunsch erfüllen.“ Dann erwiderte sie mit einer leisen Neigung ihres stolzen Hauptes unsere Respektbezeugungen, ehe sie sich abwandte. Es ist unbeschreiblich, wie grazios sie diesen kleinen gnädigen Act vollzog.

Seitdem sind zwei Jahrzehnte verlossen, aber die Kaiserin ist selbst jetzt noch eine der schönsten Fürstinnen Europas, und sicherlich eine höchst vornehme Erscheinung — jeder Zoll eine Kaiserin! Als die Höfe von Wien und Paris noch Besuche austauschten, hatte die schöne Kaiserin Eugenie oft stille eifersüchtige Sorge, von der stolzen Schönheit Elisabeth's überflügelt zu werden. Zudem hatte der Kaiser von Oesterreich eine sehr prononcirte Antipathie gegen die „lauten“ Toiletten der Franzosenkaiserin. Bei einer jener festlichen Gelegenheiten trafen sie in Schönbrunn zusammen, um einen interessanten Punkt der Umgegend gemeinschaftlich zu besichtigen. Die Kaiserin Eugenie traf zum Rendezvous in dem gewagtesten aller kurzgeschürzten Costüms, die sie damals in die Mode gebracht hatte, ein, während Kaiserin Elisabeth in stehenden Gewändern erschien, die kaum die Spitze ihres Schuhs enthüllten. Nichtsdestoweniger hielt, als sie die Equipage besteigen wollte, ihr Gemahl sie zurück und sprach ernst: „Geben Sie Acht, Madame, man sieht Ihre Füße!“ — Diese Lection blieb nicht unverstanden. Die Kaiserin Eugenie wandte sich ab und wurde feuerroth.

Von der Königin Victoria von England weiß man, daß sie in ihrer Jugend blendende Reize besaß, so sehr, daß man sie bei ihrer Thronbesteigung eine „wahrhafte kleine Venus“ nannte. Sie war von blühender Frische, hatte eine Stirn so weich und glatt wie Eisenblech, einen sehr niedlichen Mund, dessen kurze Oberlippe blendende

Zähne enthüllte, und eine Fülle von hellbraunem Haar. Ihre Arme und Schultern konnten als Modell für einen Bildhauer dienen. Von den Töchtern der Königin Victoria sprach die Princess Royal, jetzige Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen, Erbin auch der äußeren Schönheit von Vater und Mutter zu werden, und in der That umkleidete ihre Mädchenjahre der holde Reiz bestechender jugendlicher Anmuth. Vortreffliche Porträts und Porträt-Büsten aus jener Zeit bezeugen dies; eines der schönsten Bilder von ihr, als Braut aufgenommen, ziert, neben dem des Kronprinzen, die eine Wand des Empfangszimmers ihrer kaiserlichen Schwiegermutter und läßt erkennen, mit wie viel Recht das Tagebuch der königlichen Mutter die „theure Betsy“ als Braut eine „süße Blume“ nennt. Seitdem sind lange, inhaltschwere, zum Theil sehr sorgenvolle Jahre über das Haupt der Kronprinzessin nicht ohne Spuren dahingezogen, und die holde Jugendblüthe ist verwelkt. Aber aus dem geistvollen, gedankenreichen Auge der fürstlichen Frau strahlt noch immer Schönheit, jene geistige Schönheit, über die weder Zeit noch Sorge Macht haben.

Gegenwärtig ist, wie bekannt, die Schönheit des englischen Hofes die Prinzessin von Wales. In der ersten Zeit nach ihrer Verheirathung pflegte Königin Victoria sie zärtlich „meine Elte“ zu nennen. Diejenigen, die sie nie persönlich gesehen haben, können sich nur eine schwache Vorstellung jener ihr eigenthümlichen gewinnenden Schönheit machen, die ebenjowol in der einfachen Grazie ihres Wesens und der Lieblichkeitswürdigkeit ihres Benehmens liegen, als in den zarten Linien ihrer Züge, den schlanken Formen ihrer Gestalt und dem Glanz ihrer sanften blauen Augen.

Die berühmteste königliche Schönheit unjener Epoche war unstreitig die schon erwähnte Kaiserin Eugenie. Gleich der Prinzessin von Wales, bestand ihr Hauptreiz in dem süßen, melancholischen Ausdruck des Gesichts, wie in der vollendeten Anmuth ihrer Bewegungen. Ihr Teint war röslich, ihre Augen hatten die Farbe des transparenten Azurs, das hübsch bürstete Haar einen goldigen Schimmer, der von unbeschreiblicher Schönheit war. Die feinen Züge, die prächtige Form des Kopfes auf dem langen schlanken Hals sind durch Pinsel und Meißel großer Meister verewigt. In der ersten Zeit ihrer Ehe kleidete sie sich mit besonderer Eleganz; ihre Lieblingsfarbe war helllila.

In jenen Tagen war sie so schön, daß sie die hevaleresste Anbetung jedes in Paris anwesenden Amerikaners hervorrief. Ein enthusiastischer Jüngling sprang stets mitten in den Weg, sobald er ihre Equipage in den Champs Elysees gewahrte, schwang seinen Hut und rief mit lauter Stimme: „Vive l'Impératrice!“ eine Huldbildung, die nie verfehlte, ihm eine Kopfnugung und ein Lächeln Eugeniens einzutragen. Selbst in jener Zeit empfing sie nur selten öffentliche Huldbildungen, so daß ihr diese eclatant dargebrachte Bewunderung durchaus nicht mißfiel.

Der Chevalier Nigra, damals italienischer Gesandter in Frankreich, hegte für die Kaiserin eine ebenso ehrfurchtsvolle wie hoffnungslose Leidenschaft, die in den Hofreisen der Tuilerien durchaus kein Geheimniß war. In den Tagen ihres Unglücks blieb er ihr ebenso ergebener Ritter, wie er in den Tagen ihres Glanzes ihr Bewunderer gewesen war. Er verhalf ihr zur Flucht und ist der Held jener Geschichte, die Herr de Lesseps kürzlich in einem Londoner Journal unter dem Titel „Die letzten Tage einer Dynastie“ erzählt hat. Als die Kaiserin das Louvre verließ, um ihre Flucht zu bewerkstelligen, erkannte sie ein Gasenbude und schrie: „Da ist die Kaiserin!“ Herr de Nigra gab ihm mit großer Geistesgegenwart eine Ohrfeige, indem er ausrief: „Ich will Dich lehren, was die Preußen zu rufen.“ Dies zog die Aufmerksamkeit der Volksmenge von der Kaiserin ab — sie gelangte unbeachtet in ihren Wagen.

Beiläufig erwähnt hat seine Ergebenheit für die schöne Monarchin seiner diplomatischen Carrière geschadet. Als man ihn vor einigen Jahren zum Gesandten Italiens für die französische Republik vorschlug, protestirte die französische Regierung und mit Erfolg gegen die Ernennung, auf Grund seiner wolbekannten Anhänglichkeit an die Sache der Kaiserin Eugenie.

Nach der Geburt des Prinzen Imperial verlor übrigens die Kaiserin viel von ihrer Schönheit, und schon bald danach begann sie mit Hilfsmitteln der Kunst das Deficit ihrer Reize zu decken. Ich sah sie wenige Wochen vorher, ehe sie Paris in den verhängnißvollen Tagen des Jahres 1870 verließ: geschminkt, gepudert, angemalt, ihre schönen goldenen Locken rötlich gefärbt, um den Mund ein forcirtes, stereotypes Lächeln, wie das einer Balleteuse. Sie sah wie eine Caricatur jener jungen, schönen Kaiserin Eugenie aus, die ich vor Jahren so sehr bewundert hatte. Dann sah ich sie vor einigen Monaten wieder, als sie Paris besuchte. Es war auf dem Place Vendôme; sie stieg mit sichtlicher Anstrengung (ihres Rheumatismus wegen) in den Wagen. Ich sah sie nur einen flüchtigen Augenblick, aber er enthüllte mir ein bleiches und altes Gesicht, eingeraht von der stuhenden Welle eines langen schwarzen Kreppschleiers. Das echte Lächeln und alle die anderen entzückenden Reize der jugendlichen Gattin Napoleon's des Dritten waren zugleich mit der ehemaligen Macht und Herrlichkeit dahin, versunken ins Meer der Vergangenheit.

Die Kaiserin von Rußland ist wie ihre Schwester, die Prinzessin von Wales, eine sehr liebliche Frau von zarten Formen, mit großen sanften braunen Augen und besonders süßem Gesichtsausdruck.

Die dritte Schwester, Thyra, jetzige Herzogin von Cumberland, ist nicht hübsch. Ihr Mangel an Schönheit entmuthigte Zulu, den Prinzen Imperial, als er 1878 erschienen war, ihr seine Hand anzubieten, in dem Grade, daß er Kopenhagen verließ, ohne mit ihren Eltern Beziehungen für eine Verbindung anzuknüpfen. — ein Affront, der von dem König von Dänemark tief empfunden wurde.

Diese Unterlassungshünde erregte um des Prinzen Ohren einen solchen Sturm aus dem Munde seiner Mutter und Rouher's, daß sie zu seiner verhängnißvollen Abreise und seiner Ermordung durch die Zulus führte. Und so hat das unschöne Gesicht einer Prinzessin vielleicht zur Befestigung der französischen Republik beigetragen.

Die Töchter der Prinzessin von Wales sind sehr schüchterne und einfache Kinder, obgleich die Älteste bereits sechszehn Jahre zählt. Sie hat weder ein zartes, noch lebhaftes Gesicht. Die Jüngste der drei Mädchen aber, Prinzessin Maud, verspricht demaleinst eine große Schönheit zu werden.

Unsere Illustrationen. In Verführung. Gemälde von Hugo Kaufmann. Der Maler dieses Bildes ist bekannt als ein feiner und scharfer Beobachter der humoristischen Seiten des Lebens. Zwei Menschengattungen, welche einem solchen Beobachter einen besonders reichen und willkommenen Gegenstand bieten, die Spießbürger und Vagabonden, hat er ein ungemein liebevolles Specialstudium gewidmet. Die Früchte desselben sind in zwei Sammlungen von photographischen Facsimile-

copien Kaufmann'scher Zeichnungen im Kunstverlage erschienen. Jene Beobachtungsgabe und jenes Talent der Darstellung, welche dort zu Tage treten, sie offenbaren sich auch nicht minder glänzend in dem Bilde des Künstlers, welches in unserem Holzschnitte reproducirt ist. Auch diese Figur ist eine aus dem großen Vagabondenorden. Noch mehr, wie jedes andere Menschenleben, ist das seine eine ewige Pilgerfahrt und die Stätte, wo er sein Haupt niederlegen kann, ist ihm nur ausnahmsweise gegeben. Diejenige aber, wo er am liebsten die ihn sonst immer meidende Ruhe sucht, liegt in jenen Localen, welche durch die Inschrift an ihren Thüren verkünden, daß in ihrem Innern die Quellen der gebrannten Wasser fließen, aus denen Wanderer von dieser Art ihre liebste Erquickung schöpfen. Wie schade für ihn, daß Schänken und Schenken zwei, trotz des Gleichklanges der Worte, so grundverschiedene Begriffe bezeichnen! Alle jene „geistreichen Getränke“, um mit „Untel Bräsig“ zu reden, welche man hinter jener Thür ausschänkt, spendet man keinem darnach Verlangenden nur um „Gottes Willen“, das weiß dieser Wanderer nur zu wol. Das ist die Rücksicht, die ihn hier wider Willen zwingt, der verlockenden Verführung zu widerstehen. Ein Griff in seine Tasche bringt es ihm zum, daß nur zu deutlichen Bewußtsein, daß die darin angeammelten Capitalien leider nicht genügen, um damit den ersehnten Genuß zu bezahlen. Trauernd setzt er seinen Stab weiter, schmerzlich durchdrungen von der faustlichen Klage: „Entbehren mußst du, mußt entbehren, das ist der ewige Gesang.“ Aber wehmüthsvoll hängt sein zurückgewendeter Blick noch immer an der Thür zum verjagten Paradiese.

Scene aus den lustigen Weibern von Windsor. Von Margarethe Löwe. Die Zahl der Künstlerinnen, und unter diesen die der ungewöhnlich begabten und wertwürdigen, wächst auch in Deutschland wie in Frankreich mit jedem Jahr. Manche von ihnen machen, besonders in der Malerei, den männlichen Kollegen sehr erfolgreiche Concurrenz. Das Dilettantische, was uns lange dem künstlerischen Schaffen der Damen fast unentrennbar anzuhaften schien, haben nicht wenige derselben heut völlig zu überwinden verstanden. Unter diesen modernen weiblichen Meistern steht, in Deutschland wenigstens, Fräulein Löwe in Düsseldorf in erster Reihe. Durch das Bild, welches sie vor mehreren Jahren in Berlin ausstellte, „des Meisters Töchterlein“, begründete sie bei uns ihren künstlerischen Ruf und erweckte Erwartungen, welche sie nicht verfehlt hat, durch ihre späteren Leistungen in vollem Umfang zu erfüllen.

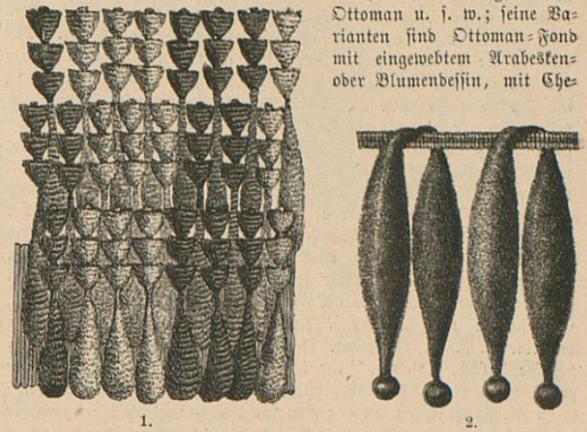
Auf der letzten großen akademischen Kunstausstellung zu Berlin erregte sie abermals die allgemeine Aufmerksamkeit durch das Originalgemälde unjeres Holzschnittes. Seinen Gegenstand bildet die bekannte Scene aus Shakespeare's „lustigen Weibern von Windsor“: der fette Ritter, Sir John Falstaff, wird von den lustigen Damen, Frau Pluck und Frau Rabe, in den Korb mit Wäsche verpackt, um ihn angeblich der Rache des eifersüchtigen Gemahls zu entziehen, in Wahrheit: um an ihm die gerechte Strafe vollziehen zu lassen. Die Scene ist in voller Deutlichkeit und mit einem kräftigen, gesunden Humor geschildert, welcher so wenig von fräuleinhafter Zimperlichkeit hat, als die Malerei von weiblichem Dilettantismus. Ungemein glücklich ist es der Künstlerin gelungen, in den beiden Frauencharakteren das Wesen jener lustigen Windsorerinnen zu treffen: die übermüthige muntere Laune, welche sich ein so verwegenes Spiel zu treiben erlauben kann, weil die betreffenden Frauen sicher sind, die letzte seine Grenze nie zu überschreiten, die freilich in jenen Zeiten des lustigen Altenglans den Frauen etwas weiter gezogen war, als gegenwärtig dort und anderswo. Auch Sir John, dem die späte Liebesgluth hier so übel gelohnt wird, ist eine vorzüglich getroffene Charakterfigur; die Darstellung seiner ganzen Situation im Korbe zwischen und unter der auf ihn gehäuften Wäsche ist ebenso wahr als hochkomisch in der Wirkung. Dasselbe gilt von den übrigen Figuren der Composition. In der Schilderung der Localität wie im Costüm der handelnden Persönlichkeiten war die Künstlerin bestrebt, nicht sowohl die Erscheinungsformen der Zeit, in welcher Shakespeare das Stück schrieb, als diejenigen möglichst treu zu veranschaulichen, welche der Zeit König Henri IV. entsprechen, in welcher das Stück spielt; meiner Meinung nach wäre das Erstere bei allen Shakespeare-Insprationen das Berechtigte. Die Farbe des Ganzen bildet einen reichen, prächtigen und harmonischen Accord. Die Behandlung der Malerei hat in Bezug auf sichere Meisterschaft den Vergleich mit vielen unjurer besten Modernen nicht zu scheuen. Kennt man in Zukunft die besten Künstlernamen in Deutschland, so wird auch der Margarethe Löwe's genannt werden.

Mode-Notizen.

Zur allgemeinen Charakteristik der diesjährigen Herbst- und Winter-Mäntel sammt anderen winterlichen Confectionen gibt es keine zutreffendere Bezeichnung als: elegant und praktisch zugleich. Elegant sind die Stoffe nach Form und Ausstattung, und Gewebe und Qualität der errieten werden sich selbst vor strengen klimatischen Einflüssen behaupten können. Dafür sprechen zunächst die meist langen und ziemlich weiten Mantelformen, die sich des einzwängenden Schnittes der früheren Douillette oder Moldavs gänzlich begeben haben. Die umfangreichere Toilette, der bauchige Aufbau von Puff und Tournüre bedingen es, die Mäntel hinten, vom Taillenabluß an gleichfalls mit faltig gezogenen, in breite Puffstellen gelegten oder mit puffy drapirten Stofftheilen auszustatten. Besonders gilt dieses Arrangement für Herbstmäntel aus leichteren Stoffen wie Plaid, Vigogne, Lama, Tricot u. s. w., die halb Regenmantel, halb Promenadenmantel in den verschiedensten Gestaltungen uns entgegen treten. Bald sind sie Rebingote, anschließend in der Taille, mit hohem Schliß hinten, bald erinnern sie durch ihre in der Taille gezogenen Rücken- und Vordertheile an die frühere hubbard-Form; andere wieder endigen hinten in kurzem Schopstheil und gestalten dem voluminös drapirten Rock volle Entfaltung; noch andere treten vorn breit auseinander und sind in der Taille durch ein den Gürtel ersetzendes Band mit Schleife zusammengehalten. Letztere beide Arten gelten als elegantere Formen, wofür auch weitere Aermel, Sammetaufsätze, seidene Garniturtheile, Seidenfutter und häufig Seidenstickerei, Verzicellefranze oder Relief-Passementerie sprechen. Auch die Stoffe, aus denen diese Mäntel angefertigt zu werden pflegen, zählen zu dem exclusiveren Genre: Microlyphenbesins, orientalische Gewebe in figürlichen Scenen, „Pelerinago à la Mexicque“, ferner gehören chinesische Dessins nationalen Charakters hierher, und die Nüancirung nur einer Farbe benimmt ihnen das Auffällige. Das einfachere Genre wählt die ganz fein carrirten oder fein gestreiften, in den Farben kaum sich unterscheidenden Stoffe, dazu orybirte, durchbrochene Metallknöpfe, als weiteren Schmuck große halbmondförmige

Schnallen, große Agraffen in Form von Haken und Dejen oder solche, welche lebhaft an die kunstvollen Metallbeschläge des Mittelalters erinnern.

Für die eleganteren Wintermäntel gibt es vorzugsweise faconirte und Ottoman-Stoffe. Die wahre rago ist der letztere; er tritt in allen uns bisher bekannt gewordenen Geweben auf. Ottoman-Tuch mit wolliger, langhaariger Rückseite, Buckstingewebe in Ottoman u. s. w.; seine Varianten sind Ottoman-Fond mit eingewebtem Arabestens- oder Blumenbesinn, mit Che-



nillemotiven als Plein. Die Mäntel aus sehr dicken Stoffen ermangeln des Futter's, die leichteren haben wattirtes Seidenfutter. Hohe Eleganz spricht sich in den Mänteln aus Plüschstoffen aus, die auch dieses Jahr wieder in Plüsch eiselt, ondulé, escalier, relief, broché u. s. w. excelliren. Ihre Form ist fast durchgehends die eines langen, die Toilette bequem umhüllenden Mantels. Wattirtes Seidenfutter, reiche Ausstattung an Passementerie, die in Reliefbordüren aus Atlasbiese und Seidenschur, in Agraffen aus Schmuckperlen und Atlasbiese, vor Allem aber in Chenille-Garnituren: Bordüre und Franze, sogenannte Blutegefranze (s. Abb. 1 und 2) ganz erstaunliches liefert, verschönern noch die schönen Stoffe. Ganz glatten Plüsch wie Sammet wird man nur zu Rebingotes verwendet sehen, die in den faltigen Schopstheilen sich an der Stofffülle genügen lassen und mit Schildpatt oder anderen hübschen Knöpfen süßlich nehmen. Auch Mäntel aus breitgeripptem Seiden-Ottoman mit eingewebtem Sammetbroché gelten als sehr exquisit. Angenehm wirkt dazu glatter Sammet als Garnitur an den Vordertheilen und als gefaltete Aufschläge der weiten offenen Aermel, die bereits den Uebergang zu weichtlicher Aenderung derselben andeuten. Agraffen aus Perlmossait und schöne Franze aus Chenille, Seide und Perlen voll-



enden das Ensemble, welches die Abb. 3 und 4 darstellen. (In Abb. 5 ist der untere Abluß eines Franzensträhns verkleinert gezeigt.) Auch mit gemustertem Plüsch und zwar solchem, an dem das Dessin aus noch ungeschlossenen, d. h. geschlossenen Dejen besteht, ist die Mode zu Markte getreten. Dieser Stoff, wie auch der Astrachanplüsch, beide Arten in Wollgewebe, haben ein eigenthümliches Gepräge, und ist in letzterem der Astrachan sehr glücklich imitirt. Auch der matelassé hat eine kleine Neuerung erfahren, indem seine Dessinfiguren, die bisher nur glänzend erhaben erschienen, nun von einer seidenglänzenden Fadeneinfassung umgeben erscheinen, wie die Stickereicontouren mit der Kurbelmaschine. Diese letzteren, wie sämtliche wollene Mantelstoffe, stellt die Mode mit Wollenfranzen, einfacheren Passementerien und namentlich viel mit Federbordüren zusammen, die kurz und stumpf gewebt sind, oft sogar hart und rauh erscheinen, da die Federn nach dem Weben geschoren sind. Aber sie zählen zu den praktischen Garniturartikeln, die Schnee und Regen vertragen können, wogegen die zarte Chenille und Atlasbiese energisch protestiren. Um dabei des schützenden Schirmes zu gedenken, sei gleichzeitig erwähnt, daß nun auch die Regenschirme die großen Griffe aufweisen, welche sich bequem über die Hand streifen lassen. In vorzüglicher Qualität von England importirt, haben wir die Auswahl zwischen Schirmen mit Eisenbeingriffen in Ringform, in Hufeisenform, als Achteck und solchen von eiselter Bronze, von verziceltem Metall, von orybirtem Silber, ja sogar vergoldet (s. Abb. 6 und 7). (Bezugsquelle für Mäntel, Mantelstoffe, Schirme: Mode-Bazar Gerjon und Comp.)



Moderne Handarbeiten.

Der schnelle Fortschritt und die sich immer steigenden Anforderungen unserer Zeit bedingen und schaffen unablässig um uns eine Welt von Neuheiten. Sei es auf dem Gebiet der Trachten, sei es auf dem ausgedehnten Felde des Kunstgewerbes: jede neue Saison scheidet sich durch charakteristische Merkmale von der vorhergehenden, und aus allem spricht, leichtveränderlich, der Wechsel der Mode. Mit dem Worte „Kunstgewerbe“ soll nicht etwa den weiblichen Handarbeiten blos ein orientalisches Gewand überworfen werden: es ist in der That von denselben unzertrennlich; zumal da in der Textil-Industrie, in der Keramik und im Buntdruck werden jenen durch Grundstoffe Werth und Ansehen verliehen und die künstlerische Vollendung und Gediegenheit der Arbeiten vermittelt, mittelst welcher die Frauen der Jetztzeit Lob und Ruhm ernten. Wenn hier nun von neuen Handarbeiten berichtet werden soll, so bedarf es dazu gleich des Zurückgreifens zur Textilbranche, die uns wieder schätzenswerthes Material geliefert hat in allerlei Stoffen leichten und schweren Genres. Obenan steht immer noch der Plüsch; in glattem, einfarbigem Gewebe wird er mit Vorliebe als Fond zu eleganten Decken, Einfassungen von Stickerien zu Diensthörnen, als Bekleidungs-material u. s. w. verwendet. Abarten von ihm sind der langhaarige Plüsch, „Vespel“, der ähnlichem Gebrauch dient, und der gepresste Plüsch. Während erstere Stoffe nur absteigenden Auflagen als Folie dienen, ist der gepresste Plüsch zugleich die Schablone für die darauf auszuführende Stickerie, denn durch Heißdruck ist dem Stoff ein beliebiges Dessin gegeben, das sich deutlich von dem durch das Niederpressen der Fäden jatinirt erscheinenden Grunde abhebt. Bei der offenkundigen Vorliebe für Wasserblumen jeder Art hat man dieselben auch hierfür angewendet; sie treten, eingerandet von Krausgespinnst oder mit Goldfäden unumhüllt, als Nummeln, Schilfkolben, Gräser, Blätter, als lilienförmige Blüten, von Libellen und Schmetterlingen umgautelt, auf Decken und Kissen uns entgegen. Diese Art der Arbeit ist ungemein leicht und schnell fördernd, wenngleich der Effect weit hinter dem zurücksteht, welcher mit ähnlichen Mitteln auf glattem Seidenplüsch erzielt wird. Hier müssen freilich die fleißigen und geschickten Hände mehr leisten und Präcision mit Ausdauer gepaart einbringen.



1.

Denk die Des-fignuren, welche einer Decke, wie in Abb. 1, die unvergleichliche Wirkung verleihen, sind mit der Hand gearbeitet und bilden eine Nachahmung altorientalischer Stickerien aus der Dogenzeit, die bekanntlich in Anfertigung kunstvoller

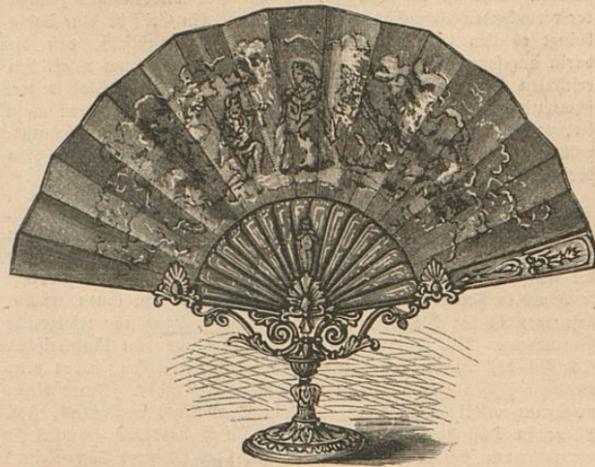


2.

Stickerien gipfelte. Die Arabesken sind mit Goldgespinnst, welches in dichter Fadenlage den Grundstoff, rothes Tuch, deckt, ausgefäht, so daß es fast scheint, als hätte man Goldstoff demselben applicirt; das Tuch ist der äußeren Contour entlang ausgeschnitten und dem Plüsch ausgefäht. Dadurch bewahrt ersterer die Frische und ein gutes Aussehen, während die Arbeit, auf dem Plüsch selbst ausgeführt, diesen bedeutend beeinträchtigen würde. Die Decke wird durch eine Grelotfranze von Goldkugeln und rother Chenille vervollständigt.

Einem Zweck anderer Art, der, wenn auch nicht auf so stilvollem Boden wurzelnd wie ersterer, doch von liebreizender Wirkung ist, dient der Plüsch und auch der Vespel, wie Abb. 2 beweist. Fehlen hier auch die Farben und die von einander abweichenden Stoffe, welche dem Original lebendige Frische verleihen, so kann man mit Hilfe der erläuternden Worte doch leicht Nachbildungen bewerkstelligen, die in Wahrheit das Epitheton „neu und originell“ verdienen. In weitesten Kreisen sind die zierlichen, farbenreichen Bildchen bekannt, mit denen uns seit Jahren schon die Chromolithographie bedient und die als Abziehbilder, zum Bekleben von Glas, Thonvasen, Schalen u. s. w. dienen. Seit nun gar Kate Greenaway ihren Stift so sensationell hat walten lassen und selbst die Mode erobert hat, ist dieser Gestalten kein Ende mehr. Kate Greenaway allüberall! Süße kleine Kindergestalten sind es, die uns in diesen Genrebildchen entgegenreten und die man, fein säuberlich aus ihrer farblosen Umrandung herausgeschnitten, zu beliebigen Szenen ordnet und auf einer Stoffolie festklebt. Sie dienen der Nadel zugleich als Vorlage, denn mit Ausschluß des Gesichtstheils und der übrigen Fleischtheile wird die Figur mit entsprechender farbiger gepaltemer Filofelleide in langen, losen Stichen überdeckt. An dem Original wird die walbige Staffage und der Wiesengrund von ausgeschnittenem, bedrucktem Cretonne gebildet, dessen düstere, stumpfe Farben durch Einrandung von Seide und seine Aebderung mittelst solcher belebt sind. Das stumpfe Aussehen des Cretonne, der die Farben zu sehr auf-

jaugt, ist der Grund, weshalb man von den figuralen Motiven dieses Stoffes neuerdings Abstand nimmt und sich den glanzvollen Chromolithographien zuwendet. Derartige Sachen werden zu Kissen, Decken, Mappen und Kästen verwendet und nehmen sich auf weißem wie farbigem oder schwarzem Grunde vorzüglich aus. Selbst kleine landschaftliche Szenen, Stillleben, Rococobildchen treten in diesen Kreis. Freilich ist ein vorhandener Zweig der Mode nie gänzlich zu erlöschen und so bleibt dem Cretonne, den wir so überreich zu Gegenständen aller Art verwendet sahen, auch neben diesem erwähnten Rivalen noch Boden genug zur Existenz. Die größeren Flächen sind auch das eigentliche Gebiet für ihn, da die flottere Behandlung der Farben ihn von vorn herein dazu prädestinirt. Bettstühle, Diensthörner, Bekleidungen von Toiletentischen, das sind Zwecke, denen er vorzüglich dient, und auch die neueste Mode: weiße Porzellanöfen mit großen aus Cretonne geschnittenen Blumen zu belegen, sei hier erwähnt. Wie hübsch dieser Stoff mit figurlichem Dessin zu einem Kaminschirm verwerthet ist, zeigt die Abb. 3. Ein sehr großer



3.

Fächer, der in einem bronzierten Eisengestell ruht. Der Fächer kann aus dem Gestell herausgenommen und zusammengefaltet werden, wenn er vor zu starker Hitze gehütet werden soll. Am Original ist der Cretonne mit Goldfäden und Seide überzogen, wodurch dem Dessin in Bezug auf Farbwirkung bedeutend nachgeholfen ist. Damen, welche mit dem Malen von Fächern sich beschäftigen, werden in diesem Motiv vielleicht eine liebliche Anregung zu Aehnlichem finden.



4.

Auch die Abb. 4 mag den Gedanken anregen, die Erinnerung an einen oder den anderen angenehmen Sommeraufenthalt zu wecken. Es kann hier mit geringen Mitteln und nur dilettantischen Leistungen recht Hübsches erzielt werden, denn eine concave, polierte Muschel, wie wir sie wol als Andenken vom Strande oder aus einem Badeort mit heimbringen, etwas Lackfarbe und die Skizze einer Landschaft, einer Strandscenerie u. s. w. sind die Erfordernisse dazu. Die schillernden bläulich-grünen matten Töne der Muschel geben die erwünschte Folie für Luft und Wasser, dem mit etwas Permanentweiß oder blaugrauen Tönen nachzuhelfen ist; im Uebrigen darf nur in neutralen Farben skizziert werden. Das Wie und Wo muß die Skizze bestimmen, die sich auch der Größe der Muschel anzupassen hat. Ein dunkler Rahmen empfiehlt sich zur Einrandung dieser Bildchen. (Bezugsquelle für Handarbeiten: D. Krappe, Berlin, Leipzigerstr. 129, Abb. 1 und 2; Mode-Bazar Gerjon u. Comp. Abb. 3; R. Hahn, Jägerstr. 41, Abb. 4.)

Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. October.

Fig. 1. Promenadenkleid. Der aus changeant-Seide hergestellte, am unteren Rande 225 Cent. weite Rock ist mit einer 10 Cent. breiten a plissé gefalteten Feinur begrenzt und oberhalb derselben mit einem 25 Cent. hohen, in der Weite der Abbildung in Falten gereihten und am unteren Rande in Baden ausgeschnittenen Stoffstreifen garnirt. Aus gleichem Seidenstoff sind die Umarmtheile, sowie die Weite des Leibkleides gefertigt; letzteres ist aus fraise-farbenem Sammet hergestellt, längs des vorderen Randes und an den Ärmeln mit einer 12 Cent. breiten gleichfarbigen Chenillebordüre verziert und durch eine große Rosette aus Sammetband vervollständigt. Der Hut aus Filz, mit einer Einfassung von Sammet, erhält ein Bandeau von changeant-Seide, welches mit einer Feder-Nigarette befestigt erscheint.

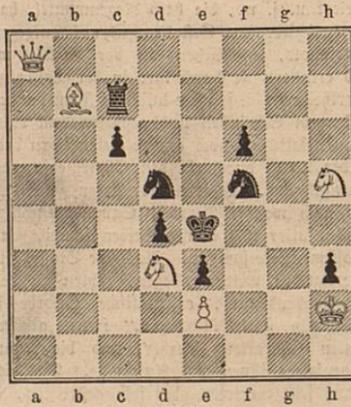
Fig. 2. Promenadenanzug. Der aus schwarz und gelb gemustertem damassé gefertigte Mantel ist mit einem Futter von violett-or-farbenem surah versehen und gemäß der Abbildung mit 12 Cent. breiter Chenillefranze, an deren Enden mit Seide besponnene Grelots befestigt sind, sowie mit einem Halbgürtel aus breitem schwarzen Atlasband, an dessen Enden sich Perlfrauzen befinden, garnirt. Kleid aus braunem Seidenstoff. Der Hut aus braunem Filz mit gelbem Seidenfutter ist mit abgestrichenen braunen Federn und Schleißen ausgestattet.

Schach.

Aufgabe Nr. 113.

Von C. W. Frankenstein.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 111 Seite 272.

- Weiß. 1. S e 8 - c 7. Schwarz. 1. K d 4 - c 5 oder S g 7 beliebig. Weiß. 2. S c 7 - e 6 matt. A. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. Beliebige anders. Weiß. 2. S c 7 - b 5 oder L h 2 - g 1 matt.

Schlüssel und Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe Nr. 3 Seite 272.

Table with 8 columns and 8 rows of numbers for a magic square puzzle.

Als ich auf dem Euphrat schiffte, Streifte sich der goldne Ring Fingerad, in tiefe Wasserklüfte Den ich jüngst von Dir empfing. Also träumt' ich, Doch die Morgenröthe Wlgt' in's Auge durch den Baum. Sag' Poete, sag' Propheete! Was bedeutet dieser Traum? Goethe (westfälischer Divan).

Auflösung des Räthfels Seite 272.

Turin, Uri.

Auflösung des Quadrat-Räthfels Seite 272.

L U C C A A U B E R U A R D A B A Z A R E A E R S

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 22.

Für die folgenden Wörter:

- 1. Zeichen. 2. Seicht. 3. Kräftig. 4. Sitte. 5. Neblich. 6. Schaben. 7. Zimmer. 8. Vergebens. 9. Feucht. 10. Weill. 11. Winkel. 12. Gram. 13. Wiederum. 14. Genie. 15. Vortheil. 16. Stelle. 17. Warm. 18. Sache. 19. Junft. 20. Ansicht. 21. Vorbild. 22. Grund. 23. Bloß. 24. Hülle. 25. Ruhm sollen synonyme gefunden werden, deren Anfangsbuchstaben, hintereinander gelesen, ein bekanntes deutsches Sprichwort ergeben. Wie heißen die synonymen Wörter und wie lautet das Sprichwort?

Correspondenz.

Anonyme Anfragen bleiben unberücksichtigt. Die Antworten erfolgen entweder direct oder im Briefkasten, letztere unter den Initialen des Anfragenden oder unter sonstiger gewünschter Bezeichnung.

Toilette, Mode, Handarbeit. Junge Frau aus G. Schreiben Sie an das Pelzwaarenlager von F. Salbach, Berlin NW. Unter den Linden 70. — Langjährige Abonnentin in Petersburg. Betreffs des Corsets Abb. Nr. 70 und 71 Seite 184 d. Jahrg. erwidern wir: daß man unter „den noch freien Gliedern der Anschlagmädchen“ die den Rand bildenden Glieder derselben versteht, welche beim Anschlagen nicht auf der Nadel, sondern unterhalb derselben befindlich sind; dadurch, daß dieselben ebenfalls auf Nadeln genommen werden, entsteht selbstverständlich die doppelte Anzahl Anschlagmädchen und hat man stets abwechselnd 1 M. (Nähe) der ersten abzutreiben und 1 M. der letzteren abzulegen. 3. Frage: In der 25. Tour werden die 40 M. innerhalb der links gestrickten M. des Keils nur darum von den vorigen Touren abweichend gestrickt (man kann es auch unterlassen), damit die doppelte Stridereiage an diesem Keil durch Maschenverbindung zusammenhängt, während sie sonst lose einander aufliegen. 4. Frage: Rücken- und Vordertheile werden je besonders gearbeitet und jeder dieser Theile besteht aus einer doppelten Stridereiage (etwa wie Oberstoff und Futter einer Taille). — G. A. in K. Zu tiefer Trauer (nach dem Verlust der Eltern) ist es üblich, nur Maßmitr und große zu tragen; Grenadine und Seide ist erst zur Halbtrauer geeignet. — Das gewünschte Monogramm demächst. — Z. S. in W. Das Monogramm H. H.: Abb. Nr. 60 Seite 216 d. Jahrg. — S. H.: Abb. Nr. 4 auf dem zu Nr. 43 d. Jahrg. 81 gehörigen Supplement.

Gaushalt und Küche. Fr. A. J. Der vielfach herrschenden Sitte, das Fleisch der ganz kürzlich geschlachteten Thiere zu verwenden, ist auf das Entschiedenste entgegen zu treten, da das „altgeschlachtete“ Fleisch jeder Art viel weicher und wölschmedender wird und an Kraft und Nahrungsgehalt zunimmt; dies gilt für das Vraden wie zum Sieden bestimmte Fleisch und würden viele Hausfrauen nicht den Kummer haben, daß die lieben Männer ein Beefsteak u. s. w. im Gasthause viel schmackhafter finden, als das im Hause zubereitete, wenn die Hausfrau das zu benutzende Fleisch einige Zeit hängen ließe. Dahingegen ist das Einlegen des Fleisches, auch des Wildprets in eine Weize fast stets zu verwerfen, da dies Verfahren dem Fleisch den besten Saft und viel Kraft entzieht, nur bei alten Ueberhäuten und Wildschweinen ist es nöthig, und da, wo der Vorrath nicht bald ersetzt werden kann. Auch Geflügel wird viel schmackhafter, wenn es erst einige Tage nach dem Schlachten gebraucht wird und so lange unausgenommen hängt. Der Ort, wo man Fleisch wie Geflügel aufbewahrt, muß kühl, luftig und gegen Insecten geschützt sein, bei mehr oder weniger Wärme ist die Zeit des Gebrauches durch die denkende Hausfrau leicht zu bestimmen. Fleisch und Geflügel, welches wie Wild bereitet werden soll, muß etwas länger liegen oder hängen, und zwar Tauben und Enten wie Wildgeflügel, ohne gerupft zu sein. Wildenten halten sich nur kurze Zeit und müssen reich verbräunt werden.

Verstärkendes. M. W. Wien. Bei König (Berlin, Jägerstr. 23) oder Krappe (Berlin, Leipzigerstr. 129) oder C. Schmidt (Berlin, Friedrichstr. 78). — Frau J. T. seit 1858. „Der gute Ton.“ Verlag von Ebhardt in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung. Stolze Ungarin. Sie bezahlen 2 fl., weil Sie jede Nummer unter Kreuzband erhalten. Wir können doch das Porto nicht tragen. — Kämpfer ist ein bewährtes Mittel (Präservativ) gegen Mottenschäden. — Irene Abonnentin in England. 1 engl. Pfund à 16 Unzen, à 16 Drachmen entspricht 0,453 Kilogr., ist also nahezu 1 deutsches Pfund à 500 Gramm. — Abon. H. Lange in K. in Ostpr. Eine dem Bazar entlehnte Anleitung zum Croquetpiel befindet sich in Verharrdt von Gera's Turnbuch (Berlin, Jseleb). Die betr. Bazar-Nummern sind vergiffen. — Junge Abonnentin. Abdrücke avant la lettre nennt man die ersten Abdrücke von Kupferstichplatten, also die besten, auf denen zur Unterscheidung von den späteren die erklärenden Unterschriften des Gegenstandes fehlen, mithin Abdrücke, die vor Gravirung der Unterschrift gemacht wurden. — M. S. Bei B. F. Voigt in Weimar erschien ein solches Buch, das Ihnen genaue Anweisung ertheilt. — A. W. in St. V. Ein solches Journal existirt unseres Wissens nicht. — A. G. in M. Schönb. Ohne Kenntniß der Persönlichkeiten ist ein Rath unmöglich. — J. W. Köln. G. wöhslich dankt man in solchen Fällen nicht schriftlich. — W. S. B. New-Y. Um Ihnen zu dienen, richten wir eine Anfrage an unsere Abonnenten, deren Ergebnis wir Ihnen mittheilen werden. — L. W. Wien, Prater. 1) Ihre Unterschrift ist so unleserlich, daß wir um deutliche Wiederholung des Auftrags bitten müssen, falls Sie das Schmittmüller noch wünschen. 2) Ein derartiges gutes Buch ist bei Kleinm u. Weiß in Dresden erschienen.

Anfragen. Existirt eine Fabrik, welche aus Tuch- und Stoffresten neue Stoffe fabricirt, die zu Morgen- und Hauskleidern Verwendung finden können? Gibt es Fabriken, welche Tapeten aus gebrauchten Briefmarken zusammengefest hergestellt?

Die nächste Nummer erscheint am 15. October.

Da der Bazar, wie bekannt, vierteljährlich nur 12 Mal erscheint, das Quartal aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird.